

Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich
Band: 66 (1999)

Artikel: Der grosse Streit : wie das Landesmuseum nach Zürich kam
Autor: Sturzenegger, Tommy
Kapitel: 6: Die Strategien der Städte
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-379006>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

6. Die Strategien der Städte

Es wäre wohl übertrieben zu behaupten, die vier konkurrierenden Städte hätten sich bereits vor dem Streit eine Strategie ausgedacht und diese nachher gezielt gegeneinander angewendet. Hingegen bildeten sich in den Jahren, in denen der Streit andauerte, für jede Stadt eigentümliche Argumente heraus, die in der Presse immer wieder auftauchten und die, nachdem sie einmal im Streit bestanden hatten, so etwas wie eine Taktik erkennen lassen. Bern stellte sich von Anfang an auf den Standpunkt, dass es als Bundeshauptstadt wohl am ehesten das Recht habe, das Landesmuseum zu beheimaten. Basel appellierte an den Gerechtigkeitssinn der Eidgenossen, die mit der Vergabe des Museumssitzes endlich die Chance hätten, das geringgeschätzte Bundesmitglied für seine vergangenen Leistungen zu entschädigen. Luzern versuchte sich als Wiege der Schweiz zu profilieren, als Ausgangspunkt der Eidgenossenschaft, wo ein schweizerisches Nationalmuseum naturgemäss hingehöre. Und Zürich verwies eisern auf die Bedeutung des neuen Instituts für das Polytechnikum. Dass die Limmatstadt dabei die Quadratur des Kreises vollzog, indem sie aus dem ursprünglich historisch gedachten Museum ein rein kunstgewerbliches machte, schien dabei niemanden sonderlich zu stören.

6.1. Zürich: Wie aus einem historischen Museum ein Kunstgewerbemuseum wurde

Es war vermutlich nur eine Frage der Zeit, bis jemand auf die Idee kam, das anstehende Museum für Zürich gleich mit dem Projekt für ein Nationalmuseum zu verbinden. Am 24. Februar des Jahres 1888 erschien in der «Neuen Zürcher Zeitung» Heinrich Angsts Artikel, «Zürich und das schweizerische Nationalmuseum», der einiges in Bewegung setzte. «Durch einen Zufall, den wir als gutes Omen für Zürich betrachten wollen, dürften die beiden Fragen eines Museumsbaues in unserer Stadt und der Errichtung eines schweizerischen Nationalmuseums beinahe gleichzeitig spruchreif werden», schrieb Angst¹. Der Streit um den Sitz des Landesmuseums in den nur Tage oder Wochen später Genf, Basel, Bern und Luzern eintreten sollten, begann mit ebendiesem Artikel.

Angst eröffnete seinen Artikel mit einer Aufzählung der Einkäufe der eidgenössischen Kommission, deren Quästor er war. Nach Angsts Meinung waren

es vor allem diese Erwerbungen des Bundes, die nach der Schaffung eines Landesmuseums riefen.

«Die Kommission sah sich zunächst auf den Ankauf grösserer Objekte angewiesen, indem derartige Erwerbungen in der Regel über die Mittel der schon bestehenden kantonalen Museen und Sammlungen hinausgehen. (...) Durch die eidgenössische Kommission sind im Laufe des ersten Jahres ihres Bestehens dem Lande drei Interieurs oder wenigstens die Haupttheile von solchen, erhalten worden, welche entweder durch unpassende Verwendung der Lokalitäten oder Verkauf ins Ausland früher oder später verloren gegangen wären. (...) Wo sollen diese Erwerbungen aber untergebracht werden? (...) Der einzige Ausweg besteht in der Erstellung eines Neubaus, in welchem diese Zimmereinrichtungen angebracht und zur Aufnahme zeitgenössischer Alterthümer eingerichtet werden können.»²

Der leidenschaftliche Sammler und Kunstfreund Angst war nun der erste, der öffentlich die Idee formulierte, Zürich solle sich um das Landesmuseum bewerben. Wohl hatte Angsts enger Freund Vögelin sein Museum in Bern gewünscht, aber im Fall des Zürcher Zuschlags erhielt die Stadt nicht nur ihr ersehntes Kunstmuseum, sondern noch einiges mehr. Dagegen hätte sicher auch Vögelin nichts einzuwenden gehabt, mag Angst angenommen haben.

«(...) Zürich ist die Stadt ohne Museum. Der geistige und materielle Schaden, der durch diese Lücke entstanden ist, entzieht sich jeder Berechnung. Jetzt ist der richtige Moment gekommen. Wenn es gelänge, das Nationalmuseum für Zürich zu erwerben, so wäre das ein gewisser Trost und eine Entschädigung für das früher versäumte. (...) Wir müssten keine Zürcher sein, wenn wir uns nicht zu helfen wüssten.»³

In seinem Artikel führte Angst ein wichtiges Argument ein, welches bald zu Zürichs schlagender Taktik wurde: Als Hobby-Kunsthistoriker war für ihn naturgemäss die historische Seite eines Landesmuseums sekundär. Viel eher betonte er die Bedeutung des Museums für das lokale und nationale Kunstgewerbe. Damit öffnete Angst einen Graben, der in der Folge nie mehr geschlossen werden sollte. Denn von nun an trat für Zürich die historische Bedeutung des Museums völlig in den Hintergrund. Nicht aber für Basel und Bern. Diese beiden Städte, die im übrigen auch historisch wichtige Sammlungen besaßen, sahen das Landesmuseum als effektiv historisches Museum. Diese Diskrepanz zwischen den beiden grundverschiedenen Absichten für ein und dasselbe Museum wurde aber nie thematisiert. Man redete also bereits ab Februar

1888 recht deutlich aneinander vorbei. Immerhin war es dieser entscheidende Bedeutungswechsel des Museums, der zum eigentlichen Erfolgsrezept der Limmatstadt werden sollte.

«Welche Städte werden im Falle sein, dem Bunde ein solches Anerbieten zu machen? Ernstlich können wohl bloss Bern und Zürich in Betracht kommen. Basel und Genf sind zu exzentrisch, Luzern, das zentral wäre, besitzt kaum die nöthigen Mittel. (...) Bern ist Bundesstadt, und dies so ziemlich der einzige Grund, der zu seinen Gunsten spricht. Das Nationalmuseum wäre dort politisch am richtigen Ort; allein fruchtbringend könnte es nie gemacht werden, denn Bern hat keine Kunsthochschulen und keine Kunstindustrie. Das Nationalmuseum in Bern würde zum toten Kapital.»⁴

Es erstaunt nicht, dass gerade die Wirtschaftsmetropole Zürich mit ihrer bedeutenden Seidenindustrie einen so nüchtern-pragmatischen Ansatz für das Nationalmuseum fand, der auch in anderen Regionen auf Zustimmung stiess. Angst nahm dem idealisierten Projekt eines Nationalmuseums seine Unnahbarkeit, indem er es mit einem direkten Nutzen für die Wirtschaft und damit mit einem greifbaren Vorteil für die Schweiz verband. Der erfolgreiche Seidenkaufmann war es gewohnt, betont ökonomisch zu denken. Ein Ansatz, der bei Zürichs Geldadel gut ankam. Da die Stadt bereits mehrmals beteuert hatte, kein Geld für das ehrgeizige Projekt zu haben, begann mit Angsts Artikel auch gleich die private Geldsammelaktion. Die reichen Kunstliebhaber, die persönlich angeschrieben wurden, waren einem gewissen «Cash-Return», sofern er im Rahmen eines «patriotischen Werks» möglich war, nicht abgeneigt. Es kann darüber spekuliert werden, inwiefern die letztlich erfolgreiche Zürcher Strategie aus der Finanznotlage der Stadt und aus der Notwendigkeit entstanden ist, private Gelder zu mobilisieren.

«Zürich hat mit bedeutenden Opfern die Gewerbeschule und die Kunstgewerbeschule sowie das Gewerbemuseum ins Leben gerufen. Das einheimische Kunsthandwerk ist in raschem Aufblühen begriffen. (...) Welche Fülle von Anregungen würde ein Nationalmuseum den Schülern unserer Anstalten und dem gesamten Kunsthandwerk bringen!»⁵

Von obigem Abschnitt ist es nur noch ein kleiner Schritt bis zur Kernidee in der Zürcher Strategie: Die Verbindung von Landesmuseum und Polytechnikum. Sie wurde in der Einladung an die legendäre «Versammlung in der Schmiedstube» vom 26. Mai 1888 erstmals formuliert:

«Als Momente aber, welche, wenn Zürich sich um das eidgenössische Institut bewerben würde, sehr erheblich zu seinen Gunsten sprechen müssten, sind die Verbindung desselben mit dem eidgenössischen Polytechnikum und die Thätigkeit der antiquarischen Gesellschaft zu nennen, durch welche, wie kaum an einem anderen Orte, die Schätze eines Kunst- und Alterthums-Museums eine fruchtbare Verwerthung finden würden.»⁶

Bei der «Neuen Zürcher Zeitung» war man sich offenbar sofort darüber im klaren, dass man damit das Ei des Kolumbus gefunden hatte.

«Gewiss ist Basel wohl geeignet zum Sitz des Nationalmuseums, denn sie besitzt nicht bloss eine reiche mittelalterliche Sammlung, sondern auch eine altberühmte Universität und eine historisch-antiquarische Gesellschaft. (...) Luzern hat gegenüber Basel den Vorzug einer zentralen Lage, aber ihm fehlt die Universität. (...) Unsere Bundeshauptstadt hat ebenfalls den Wunsch ausgesprochen, zum Sitz des Nationalmuseums erkoren zu werden und möchte als politischer Mittelpunkt auch gerne dieses zukünftige Heiligthum des Schweizerlandes besitzen. Bern hat eine schöne mittelalterliche Sammlung. (...) In Bern ist auch eine Universität und es ist gar nicht zu bezweifeln, dass unsere Bundesstadt grosse ökonomische Opfer zu bringen bereit ist für den in Aussicht genommenen Zweck. (...) Zürich hat vor ihren Schwesterstädten hier schwer ins Gewicht fallende Vorzüge. Ganz abgesehen von seiner herrlichen Lage im Innern des Landes bestrebt sich unsere Stadt, der wissenschaftliche Mittelpunkt der Schweiz zu sein, wie Bern das politische Zentrum derselben vorstellt. Zürich bringt das schweizerische Polytechnikum und es würde nur zum Besten dieser Anstalt sein, wenn ihre reichen Sammlungen ergänzt würden durch ein antiquarisch-historisches Museum.»⁷

Geschickt und ohne dass jemand dies je bemängelt hätte, wurde das «Heiligthum des Schweizerlandes», wie es höchstens ein historisches Museum hätte sein können, vom «nationalen Denkmal» zur Bildungsanstalt der Wirtschaft umfunktioniert. Eine Anstalt, die letztlich, gewissermassen gezwungenerweise, nach Zürich kommen musste. Über die Frage des Nutzens des neuen Instituts und über die wohl etwas künstliche Unterscheidung zwischen politischem und wissenschaftlichem Zentrum der Schweiz holte sich Zürich plötzlich einen riesengrossen Vorsprung auf seine Widersacher heraus. Der geringere historische Wert der Zürcher Sammlungen war plötzlich nicht mehr wichtig.

«Sehr wünschenswerth ist es, dass den Studierenden beider Hochschulen ein ganzes Kulturbild, das von den fernsten Tagen der Vergangenheit unseres Volkes und Landes bis in unsere Zeit alles Wichtige umfassen würde, jeder Zeit vor Augen läge. (...) Zürich wäre aber auch der rechte Ort, wo

der praktische Nutzen, den das Nationalmuseum für Handwerker und Künstler haben wird, möglichst gross werden könnte. Gerade dieser praktische Werth eines solchen eidgenössischen Instituts ist bisher noch zu wenig betont worden.»⁸

Zürichs Strategie lässt sich etwa folgendermassen umreissen: Die zwei von ihrer Lobby und den finanziellen Mitteln her schwachen Konkurrentinnen Basel und Luzern wurden von der Diskussion als erstes ausgeklammert. Basel, weil es zu exzentrisch gelegen sei und deshalb, gleich wie anfangs noch Genf, im Kriegsfall sofort geplündert würde. Luzern, weil es keine höheren Bildungsanstalten aufzuweisen habe und weil es schlicht zu wenig zu investieren bereit sei. Sein Angebot fiel neben den der Zeit entsprechenden Prunkbauten der Nachbarländer wohl eher etwas sehr bescheiden aus. Immerhin, so wurde Basel attestiert, wäre es, seiner mittelalterlichen Sammlung und reichen akademischen Vergangenheit wegen, ein würdiger Kandidat. In Konkurrenz treten zum üppigen Angebot Zürichs konnte aus diesen Gründen nur Bern. Diesem wurde das Recht für das neue Institut politisch auch zuerkannt. Die Zürcher Initianten hatten dem Museum aber inzwischen einen wirtschaftlichen Nutzen aufgepfropft, den es angeblich nur in Zürich befriedigend erfüllen konnte, da dort das Polytechnikum stand.

Durch die Zürcher Argumentationsweise änderte sich die Gewichtung des Landesmuseums stark von einem ursprünglich historischen hin zu einem kunst-historisch-gewerblichen Institut. Widerstand erwuchs dieser Neuausrichtung des Museums kaum. Wohl am ehesten deshalb nicht, weil die neuen Pläne so sehr in das bürgerliche Selbstverständnis passten, das Angenehme möglichst mit dem Nützlichen zu verbinden. Dazu kommt, dass die Zeit das handwerklich Schöne wesentlich stärker gewichtete als das historisch Bedeutsame.

Eine stark kunstgeschichtliche Ausrichtung, das sollte nicht vergessen werden, war für das neue Museum schon von Anfang an vorgesehen, nicht aber eine eigentlich kunstgewerbliche Prägung⁹. Das Ziel des Nationalmuseums, so schrieb der Bundesrat in seiner Botschaft von 1889, sei es, «ein möglichst vollständiges Bild von der Kultur- und Kunstentwicklung auf den Gebieten der heutigen Schweiz (...) zu geben¹⁰.» Die Zürcher Leistung war es, aus einem verklärten ideellen Gebilde, wie es dem Intellektuellen Salomon Vögelin vorgeschwebt haben mochte, eine handfeste Sache zu machen, die der Gesellschaft einen konkreten Nutzen versprach. Damit wurde eine massive Steigerung der Akzeptanz des Museums in der Limmatstadt und auch in der übrigen Schweiz erreicht.

6.2. Bern: «Wir bauen einfach ein Museum»

Bern hatte, was den Sitz des Museums betraf, einen grossen Vorteil in die Waagschale zu legen, der zugleich sein grösster Nachteil war: Es war Bundeshauptstadt. Neben dem Kampf gegen die Föderalisten sah sich Bern durch die Tatsache, dass die Bundesverwaltung stetig wuchs, mit einer immer grösser werdenden antibernischen Neider-Front konfrontiert. Ein äusserst ungünstiger Umstand. Es ist aber auch zu sagen, dass die Berner die Sache Landesmuseum nicht eben diplomatisch angingen. Ganz im Gegenteil. Man gab sich von Anfang an siegessicher und ging sogar so weit, mit dem Bau des Museums schon einmal zu beginnen. Das tat zwar auch Basel. Bern aber trieb es auf die Spitze mit der Bekanntmachung, es werde sein Museum auf jeden Fall «Schweizerisches Nationalmuseum» nennen.

Im Februar und März 1889 wurde im Berner Grossen Rat, der Burgergemeinde und der Einwohnergemeinde über die Sprengung einer knappen Million Franken zum Bau eines Nationalmuseums debattiert. Hier entwickelte sich eine recht kühne Strategie, die wie geschaffen war, die übrigen Mitbewerber massiv vor den Kopf zu stossen. Bern erfrechte sich nämlich, ohne auf den Sitzentscheid der Räte zu warten, mit dem Bau seines Museums einfach zu beginnen. Am 26. Januar 1889 erläuterte der Berner «Bund» in einem Leitartikel «Schweizerisches Nationalmuseum in Bern» die Qualitäten eines Landesmuseums in Bern¹¹.

«[Das Nationalmuseum] würde den Bewohnern der Stadt die dauernde und schöne Gelegenheit geben, ihre Kenntnisse und ihren Sinn für die politische sowohl wie für die kultur- und kunstgeschichtliche Entwicklung unseres Vaterlandes zu vermehren und auszubilden. Es wird ein solches Museum dem Kunstgewerbe von hoher Bedeutung sein. (...) Das Opfer, welches die Stadt bringen muss, um sich das Nationalmuseum zu sichern, ist zwar für den Augenblick schwer genug, aber es ist klein im Verhältnis zu den ideellen und materiellen Vorteilen, welche für die Stadt und ihre Bevölkerung dauernd daraus entstehen.»¹²

«Es erscheint ganz selbstverständlich, dass das Nationalmuseum in die Bundeshauptstadt gehöre», fuhr der «Bund» fort. Brisant war aber, dass Bern mit dem Bau des Museums beginnen wollte. «Infolge der gemeinsamen Mitwirkung von Staat, Burgergemeinde und Einwohnergemeinde» war die Stadt dazu nämlich durchaus in der Lage:

«Wir haben daher nicht nötig, einen Beschluss der eidgenössischen Behörden abzuwarten und zu gewärtigen, ob derselbe für Bern günstig oder ungünstig ausfallen wird. (...) Und auch die Eidgenossenschaft wird nicht lange fern bleiben können, sie wird sich nicht von einem Werke abwenden, das bernische Kraft und echt eidgenössischer Sinn geschaffen hat.»¹³

Die übrige Schweiz reagierte geschockt auf die Berner Entschlossenheit. Zur Illustration der Berner Frechheit druckte das Luzerner «Vaterland» den Wortlaut einer «schwülstigen Botschaft an den Grossen Rath» ab. Es dürfte sich hier um die Antwort des Radikalen Eduard Marti¹⁴ an die Adresse der Konservativen unter Dürrenmatt handeln:

«Text der [Berner] Melodie: Alles üses! «Wir stellen ein solches [Museum] her, gross genug, um die vorhandenen Sammlungen und andere, die hinzukommen werden, unterzubringen, und machen daraus eine Stiftung. Will dann die Eidgenossenschaft dasselbe zur Aufbewahrung der von ihr erworbenen Alterthümer übernehmen, so stellen wir es ihr laut der oben erwähnten Eingabe vom 30. Mai 1888 zur Verfügung. Auch wenn die Eidgenossenschaft dasselbe nicht will und einem andern Kanton den Vorzug gibt, wird doch jeder Schweizer das Museum in Bern für das Schweizerische Nationalmuseum ansehen.»¹⁵

Dies vor allem deshalb, weil das Museum auf dem Kirchenfeld auch «Schweizerisches Nationalmuseum» getauft werden sollte, unabhängig davon, wie der Sitzentscheid für Bern ausgehen würde. Selbst der eher sanftmütige Berner Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» empfand dieses bruske Vorgehen als Schlag ins Gesicht:

«Ob der Bund sich entschliesse, die von ihm erworbenen Alterthümer in Bern, Basel, Zürich oder anderswo unterzubringen, hier gedenkt man dem zu errichtenden Gebäude ein für allemal den Namen eines schweizerischen Nationalmuseums beizulegen, woran, wie man sagt, Bern Niemand hindern könne. (...) Bald nach dem 3. März wird vermuthlich über den Bau eine Konkurrenz eröffnet werden.»¹⁶

Die bis anhin noch gerüchteweise Empörung über die Berner Dreistigkeit wird am 22. Februar offiziell. An der Sitzung der Einwohnergemeinde wurde, wie zuvor im Grossen Rat, ein Kredit über eine Viertelmillion bewilligt:

«Meine frühere Mittheilung, Bern werde der Anstalt den Namen «Schweizerisches Nationalmuseum» geben, bestätigt sich. [Aus der Botschaft wird zitiert:] «Wenn nach Vollendung des Baues das Museum nicht vom Bund

übernommen wird, so würden die Betriebsausgaben vom Kanton und von der Einwohner- und Burgergemeinde Bern zu gleichen Theilen getragen. Jedenfalls würde uns aber dann ein Theil des Bundesbeitrages für die Erhaltung vaterländischer Alterthümer zukommen und könnten wir damit den Grundstock der bisherigen Sammlungen durch neue Anschaffungen bereichern».»¹⁷

Nach soviel Aufregung in der Presse meldete sich am 24. Februar der Berner «Bund» mit einem ganzseitigen Leitartikel «Zur Frage des Schweizerischen Nationalmuseums». Darin wurde bedauert, dass in dem edlen Wettstreit die Städte «teilweise ganz unwürdige Mittel in den Kampf führen, nämlich die Verkleinerung und Herabsetzung des Gegners, Verdächtigungen der Behörden und des Volkes eines anderen schweizerischen Kantons und Unterschiebung gemeiner Motive¹⁸.» Über mehrere Seiten wurde Nationalrat Vögelin zitiert, der das Nationalmuseum bekanntlich nach Bern wünschte. Es wurde aber auch eine andere alte Forderung von Vögelin bemüht, nämlich die Zweiteilung des Instituts in eine historische Abteilung, die in Bern zu finden wäre, und eine kunstgewerbliche¹⁹:

«Für die Historische Abteilung wäre nach der Ansicht des Redners, das Entgegenkommen der Behörden und der Bevölkerung vorausgesetzt, der Sitz in Bern wohl gegeben. (...) Den Mittelpunkt eines solchen Museums müssten notwendig die Burgunder Trophäen bilden, nämlich jene prachtvollen Gobelins, die im Besitze der Stadt Bern sind. (...) Für die kunstgeschichtliche und kunstgewerbliche Abteilung könnte dann die Konkurrenz zwischen den übrigen Schweizerstädten eintreten.»²⁰

Dass Bern voraussetzte, es bekomme auf jeden Fall die historische Abteilung, und über die kunstgewerbliche Abteilung solle die Konkurrenz entscheiden, ist sprichwörtlich für die Berner Bescheidenheit in dieser Angelegenheit. Das Argument der Aufteilung des Landesmuseums in einen historischen und einen kunstgewerblichen Teil zeigt, wie gut Zürichs Strategie der Verknüpfung mit dem Polytechnikum griff.

Zusammenfassend lässt sich aus dem Handeln Berns folgende Strategie erkennen: Es sollte ein Museum gebaut werden, das in seinen Dimensionen dazu geeignet wäre, vom Bund als eidgenössisches Landesmuseum übernommen zu werden. Offenbar herrschte in Bern die Meinung vor, der Bund könne dem Angebot eines fixfertigen, der Mode der Zeit entsprechenden und elektrisch beleuchteten Museums nicht widerstehen. Es gab aber auch in Bern kritische Stimmen gegen das selbstherrliche Vorgehen in dieser Frage:

«Das ganze Gebahren unserer Behörden nun, die Dreistigkeit des rothen Müller²¹, die hochnäsige Art, mit der man den Erfolg der Bewerbung Berns um's Landesmuseum als absolut sicher hinstellte, stach nun den Bundesvater Schenk gar unsanft in die Nase, und dass es gerade der Mann war, dessen Bundesrathswahl er durch sein zähes Leben bis jetzt verhindert hat, trug der Verstimmung nicht wenig bei. (...) Nun ist ja eine famose Gelegenheit vorhanden für Hrn. Schenk, sich an dem zudringlichen Berner Gemeinderath auf's Empfindlichste zu rächen, und den Schaden haben dann die Steuerzahler der Stadt Bern.»²²

Die rechtskonservative «Berner Volkszeitung» liess natürlich keine Gelegenheit aus, dem Berner Stadtpräsidenten, dem linken Oberst Müller, an den Karren zu fahren. Ernster zu nehmen ist da die Kritik des «Berner Tagblatts»:

«Wenn aber eine andere Stadt Sitz des Landesmuseums wird, wie stehen wir dann? (...) Der Rest wird bei allem Reichthum doch zu dürftig sein, um ein Museum von dem Umfang, wie es geplant ist, zu füllen, und so müssten wir uns darauf gefasst machen, noch Jahrzehnte lang namhafte Summen dem bernischen Museum zuzuwenden. (...)»²³

Als das Landesmuseum im April 1891 erneut an der Übereinstimmung der Räte zu scheitern drohte, beschwor Heinrich Angst in der «Neuen Zürcher Zeitung» Berns absichtliche Verzögerungspolitik, die letztlich nur Bern zugute komme. Denn ohne einen eidgenössischen Entscheid zum Landesmuseum, so Angst, würden früher oder später die Besitztümer des Bundes vom Berner Museum einfach annektiert:

«Die Taktik der Berner in der Landesmuseumsfrage ist jetzt ganz klar. Dieselben wissen und sind durch das Memorial der Eidgen. Kommission für Erhaltung Schweizerischer Alterthümer noch in ihrem Glauben bestärkt worden, dass ein Landesmuseum kommen muss. Da der Ständerat nie für Bern votiren wird, so geht das Bestreben der Berner darauf hin, eine Einigung der beiden Räte zu verhindern. (...) Gelingt es Bern, im Nationalrathe die Mehrheit zu behalten, so ist damit das Landesmuseum für Bern gesichert (...).»²⁴

«Die Rechnung ist richtig. Die Berner, welche für Alles, was Zentralisation in Bern heisst, eine feine Nase haben, wissen auch ganz gut, dass der Zug der Zeit zu ihren Gunsten ist. Steht einmal ihr neues Museum da mit genügendem Platz für die Sammlungen des Bundes und sollte dann in der Bundesversammlung der Antrag kommen, das Rad der Zeit zurückzustellen und wieder an die 22 Kantone zu vertheilen, was in dem Neubau sicher und zweckmässig aufgestellt ist, so werden die Berner stark genug sein, die Annahme eines solchen Vorschlags zu verhindern.»²⁵

Dass die Berner Taktik nicht aufging, hatte verschiedene Gründe: In einer Phase des schnellen Wachstums der Bundesverwaltung reagierten die konservativen Kräfte im Land besonders misstrauisch auf jede Handlung der Stadt Bern. Zu stark war die Angst vor einem von Bern dominierten Zentralstaat. Eine Angst, die in der Presse der zu Bern in Konkurrenz stehenden Städte genüsslich zelebriert wurde. Solche Gefühle bestätigte Bern, indem es die eidgenössischen Räte in der Sitzfrage kühn ignorierte. Mit der wenig diplomatischen Unverfrorenheit schliesslich, das neue Museum «eidgenössisches Nationalmuseum» zu nennen, schnitt sich Bern endgültig ins eigene Fleisch. Vor allem aber ignorierte Bern die Tatsache, dass dieser Streit ein öffentlicher war, und dass er in der Presse gewonnen werden musste. Die Zeitungen der übrigen Schweiz warfen sich wie Hyänen auf die locker geäusserten Selbstverständlichkeiten der Berner Politiker. Allen voran die «Neue Zürcher Zeitung», die sich zur Wortführerin gegen die unredlichen Berner Methoden in einem sonst so «edlen Wettstreit» machte.

6.3. Basel: Vom «edlen Wettstreiter» zum erbitterten Feind

Die Stadt Basel, die sich nach Genf als zweite um den Sitz des Nationalmuseums bewarb, teilte ihr Schicksal mit Luzern und wurde im Lauf des grossen Streits zum eigentlichen Spielball zwischen den beiden grossen Konkurrenten Bern und Zürich. Die Basler mussten sich damit begnügen, zusammen mit Luzern auf der Ersatzbank Platz zu nehmen. Dabei spielte Zürich ein perfides Spiel. Man verstand es, Basel in der Presse im voraus als zu exzentrisch zu disqualifizieren, wobei man trotzdem fleissig die berechtigten Ansprüche der Rheinstadt hervorhob, im Wissen darum, dass Basel mit seinem Projekt und seiner geographischen Lage wegen von vornherein ausscheiden würde. In Basel sah man der Sitzvergabe aber auch reichlich blauäugig entgegen und hoffte, dass die Eidgenossen das stiefmütterlich gehaltene Basel mit dem grossen Geschenk für seine Treue entschädigen würden. Als die Basler aus ihrem Dornröschenschlaf erwachten, war der Zug bereits lange abgefahren. Aus dem braven Mitkonkurrenten wurde jetzt ein erbitterter Feind des Landesmuseums. Basel stemmte sich mit ganzer Kraft gegen das projektierte Nationalmuseum. Staatsarchivar Wackernagel plädierte jetzt plötzlich dafür, dass der Bund die bestehenden kantonalen Sammlungen unterstütze. Diese anfänglich etwas schizophrene Haltung war allerdings recht konsequent, da die Barfüsserkirche in Basel sich bereits im Umbau befand und finanziell unterstützt werden wollte.

Am 7. März 1888, knapp zwei Wochen nach Heinrich Angsts aufrüttelndem Artikel in der «NZZ»²⁶, bewarb sich Basel beim Bundesrat um die Ehre, das neue Institut beherbergen zu dürfen. Der Basler Kampf um die begehrte Anstalt nahm sich aber eher harmlos aus. Man hoffte von Anfang an auf den Gerechtigkeitssinn der anderen. Anstatt seine Widersacher anzugreifen, beschränkte man sich in der Presse darauf, aufzuzählen, wer sich wo irgendwann für Basel als Sitz des nationalen Museums ausgesprochen hatte. So soll im Dezember 1888 der «Stadtanzeiger» von St. Gallen «ganz entschieden die Errichtung des schweizerischen Nationalmuseums in Basel» gefordert haben. Dem schloss sich die neu gegründete «Zofinger Tagespost» an²⁷. Auch die «Gazette de Lausanne» forderte mit aller Entschiedenheit den Sitz für Basel²⁸. Die «Nationalzeitung» zitierte gar aus dem «Genevois», der das Landesmuseum grosszügig für Basel vorsah:

«[Der «Genevois»] (...) glaubt, dass Bern als Hauptstadt und Sitz der Bundesversammlung, Zürich mit seinem Polytechnikum, Lausanne mit dem Bundesgericht bereits genügend bedacht seien. Luzern geniesse beträchtliche Opfer der Eidgenossenschaft, der Kantone, Italiens und Deutschlands, die diese für den Bau der Gotthardbahn aufgebracht haben. Nur Genf und Basel haben bis jetzt noch nichts erhalten.»²⁹

Mit besonderer Freude wurden Reden namhafter Zürcher oder Berner abgedruckt, die sich zumindest nicht ablehnend zu Basel äusserten. So zitierten die «Basler Nachrichten» aus einem in Zürich gehaltenen Vortrag von Sekundarlehrer Jakob Heierli, der ja seines Zeichens Mitglied des Initiativkomitees für das Landesmuseum in Zürich war.

«Was speziell Basel betrifft, so rühmte der Vortragende, dass diese Stadt mit ihrer schätzreichen Mittelalterlichen Sammlung, mit ihrer glorreichen historisch-antiquarischen Gesellschaft, mit ihrer ehrwürdigen Universität, ihrem geistigen Leben und grossem Opfersinn wohl Anspruch darauf erheben dürfe, das Nationalmuseum zu erhalten.»³⁰

Die Rheinstadt zeigte sich wenig kampflustig. Zwar wehrte man sich immer wieder gegen polemische Bemerkungen, vor allem, was die Randlage Basels betraf, griff aber selber, wenn überhaupt, nur halbherzig an. Wann immer das der Fall war, blieb Zürich seine Antwort nicht schuldig. In seinem Artikel «Wozu der Streit?» vom 4. Juni 1888 beschwerte sich Heinrich Angst, der «edle Wettbewerb einzelner schweizerischer Städte, von denen jede ihr Bestes für ein schweizer. Nationalmuseum beitragen zu sollen glaubte, ist in einen widrigen Zank ausge-

artet, bei dem alte Städtteifersucht das Wort redet³¹.» Er gab zu, dass «manche Äusserungen, welche unsere Freunde in Basel empfindlich aufnehmen konnten», in der Schmiedstube wohl besser unterlassen worden wären.

«Mit missliebigen Augen schaut Basel diesem Wetteifer der Zürcher zu, glaubt doch Basel mit seiner mittelalterlichen Sammlung nicht ohne guten Grund einen berechtigten Anspruch auf den Sitz des schweizerischen Alterthumsmuseums zu haben. Freilich vergisst man in Basel, dass zuerst in Zürich und zwar in diesem Blatte die Anregung einer Bewerbung um das Nationalmuseum gemacht wurde.»³²

Mit einer beispiellosen Doppelzüngigkeit spekulierte Zürich darauf, Basel als Verbündete im Kampf gegen Bern hinter sich zu scharen, womit nach dem chancenlosen Ausscheiden Basels in den Räten diese Stimmen für Zürich gewonnen würden. Man gab sich deshalb entrüstet über mutmassliche Berner Äusserungen gegen Basel. So sollen Redner im Berner Grossen Rat geäussert haben: «In Basel pflegen die Fremden nur zu übernachten (und sich nicht kulturell zu verweilen), weil sie dort zu wenig zu sehen haben³³.» Wann immer möglich lobte man Basel und dessen selbstloses Eintreten für das Museum:

«Es fiel uns Eines unangenehm auf: das war die beinahe zynische Art und Weise, wie einige Redner die Frage des Nationalmuseums fast ausschliesslich vom Standpunkte der Fremdenindustrie aus betrachteten. (...) Gegenüber den Nebenabsichten, welche man in Bern mit dem Nationalmuseum zu verbinden scheint, sticht die Uneigennützigkeit der Basler vorteilhaft ab, denen es lediglich um die Sache selber und nicht um «Förderung der Fremdenindustrie» zu thun ist³⁴.»

Angst bedauerte auch immer wieder, «(...) dass der [Basler] Zorn sich fast ausschliesslich gegen die Limmatstadt richtete und viel weniger gegen die ebenfalls sich bewerbende Bundesstadt³⁵.» Die ablehnende Haltung Basels gegenüber Zürich erstaunt allerdings nicht, wenn man zum Beispiel in Angsts Erläuterung des Luzerner Angebots, zwischen den Zeilen liest:

«Die Berechtigung der Ansprüche Luzerns (als älteste Stadt des Schweizerbundes, als Vorort der katholischen Orte, als zentral und sicher gelegene Ortschaft, als Sitz einer Kunstgewerbeschule) wird niemand bestreiten können. (...) An Werth dürfte dieses eventuelle Angebot Luzerns denjenigen von Bern und Basel gleichkommen.»³⁶

Basels grösster Fehler war vermutlich, dass es sich auf eine, im Nachhinein betrachtet, allzu harmlose Strategie einschoss, die da lautete: «Wir haben noch

nie etwas von der Eidgenossenschaft bekommen, also ist es nur recht, dass wir nun das Landesmuseum bekommen.»

«Die Städte Bern, Zürich und Luzern führen zu ihren Gunsten hauptsächlich ihre centrale Lage an. (...) Dagegen ist aber zu bemerken, dass die genannten Städte vom Bunde schon reichlich mit Geschenken bedacht worden sind. Bern als Metropole der Eidgenossenschaft zieht reichlichen Verdienst aus dem gewaltigen Beamtenheer, das sich dort von Jahr zu Jahr naturgemäss vergrössert. Die Stadt Zürich besitzt die höchste schweizerische Lehranstalt. Luzern hat einen bedeutenden Waffenplatz und ein eidgenössisches Postgebäude. (...) Man hat zwar eingewendet, Basel eigne sich deshalb nicht als Sitz, weil das Museum dort bei allfälligem Kriegsausbruch sehr gefährdet würde. Uns will aber diese Einrede nicht stichhaltig erscheinen, denn wir leben nicht mehr im Zeitalter der Barbarei, wo man Kunstschatze so ohne weiteres raubte oder verbrannte.»³⁷

Erschwerend kam hinzu, dass Basel, ähnlich wie Bern, bereits früh klar machte, dass es in jedem Fall ein Museum eröffnen würde, wenn nicht für die Eidgenossenschaft, so für Basel:

«So ist es ganz unzweifelhaft, dass was Basels Bevölkerung jetzt thut, um unsere mittelalterliche Sammlung immer reicher auszugestalten und ihr in der renovirten Barfüsserkirche eine würdige Stätte zu bereiten, für Basel seinen bleibenden Werth behält, möge das schweiz. Nationalmuseum nach Basel kommen oder nicht. Ja es ist jetzt schon vorauszusehen, dass, wenn Basel bei der Vergebung des Nationalmuseums umgangen und das letztere in einer anderen Stadt errichtet werden sollte, dann erst recht der Wetteifer in unserer Stadt entbrennen wird, unsere eigene Sammlung stets auf der Höhe der schweizerischen zu halten, wenn ihr nicht voraus zu sein.»³⁸

Dass solcherlei Äusserungen kontraproduktiv waren und auf manche Politiker arrogant wirkten, bekam auch Bern schmerzlich zu spüren. Zugleich mag diese Haltung die Hemmschwelle der Abgeordneten herabgesetzt haben, gegen einen Ort zu stimmen, im Wissen darum, dass sich dieser ja trotzdem ein schönes kantonales Museum leisten würde. Am eindrücklichsten lässt sich Basels unglückliche Argumentationsweise anhand einer Bittschrift dokumentieren, welche der Regierungsrat am 29. November 1890 verfasste. Noch schlimmer als deren Inhalt war ihr Verteildatum. Am Tag, an dem die Mitglieder der Bundesversammlung auf ihren Pulten den gewaltigen «Zürcher Prachtband» vorfanden, mögen sie zwischen ihrem sonstigen Papierkram auch auf die Bittschrift Basels gestossen sein. Statt auf seine Stärken zu pochen, appellierte Basel mitleidheischend an den Gerechtigkeitssinn der Eidgenossen.

«Getreue, liebe Eidgenossen! Wir sind weit entfernt, die Anerbietungen, welche nach uns andere Städte gemacht haben, in ihrem Werth herabsetzen zu wollen. Wir wissen wohl, dass diese Offerten zum Theil glänzender und grossartiger sind, als die unsrigen. Soll aber das Landesmuseum nun ohne Weiteres dem Meistbietenden zugeschlagen werden? Oder soll die Frage des Sitzes des Landesmuseums lediglich eine Machtfrage sein, in dem Sinne, dass der Stärkere den Schwächeren rücksichtslos bei Seite drängt und zu dem Vielen, was er bereits besitzt, noch mehr erhält? (...) Getreue, liebe Eidgenossen! Wir haben das feste Zutrauen in Ihre Gerechtigkeitsliebe und Ihren eidgenössischen Sinn, dass Sie Basel nicht zurückweisen werden. Es kann nicht in Ihrem Willen liegen, einen guteidgenössischen Mitstand durch unbillige Zurücksetzung ohne Noth zu kränken und zu verbittern.»³⁹

Angesichts der unzähligen Intrigen, Anschuldigungen und Gehässigkeiten sowie der Tatsache, dass der Kampf um das Landesmuseum auf allen Ebenen mit recht harten Bandagen ausgetragen wurde, kann man über Basels kuriose Anbiederung nur staunen. So erging es wohl auch den National- und Ständeräten, die das Basler Pamphlet bestenfalls als Buchzeichen im Zürcher Prachtband verwendet haben mögen.

Ähnlich kurios kam ein Artikel in der «Nationalzeitung» daher, der die Sitzvergabe an Basel in einen direkten Zusammenhang mit einem Gelingen der anstehenden 600-Jahrfeier des Bundes stellte.

«Die Vertreter des Schweizervolkes haben es noch in der Hand, durch einen gerechten, ächt eidgenössischen Entscheid dafür zu sorgen, dass in die bevorstehende Bundesfeier kein hässlicher Misston hineingetragen werde. Ein solcher Misston würde aber sicher erzeugt durch die unverdiente Zurücksetzung Basels. (...) Und ein Akt eidgenössischer Gerechtigkeit ist es, wenn Basel das schweizerische Landesmuseum zuerkannt wird!»⁴⁰

Den Ernst der Lage erkannte Basel erst, als der vernichtende Bericht der ausländischen Expertengruppe vorlag. War man einen Monat davor noch überzeugt, dass «unsere Sammlungen unbestritten die grössten und werthvollsten sind⁴¹», so fiel man jetzt aus allen Wolken. Nun endlich verschärfte sich Basels Tonfall, doch leider war es schon zu spät. Am 6. Dezember 1890, nur fünf Tage nach der unsäglichen Bittschrift, gelangte der Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt erneut an die Bundesversammlung:

«Der Bericht der Experten über die von uns dem Landesmuseum gemachten Anerbietungen enthält mehrfache, zum Theil erhebliche Irrthümer und Ungenauigkeiten, welche zu berichtigen wir uns verpflichtet fühlen. (...) Bei einem ausserordentlichen Umfange des zu prüfenden Materials (...) dauerte die Thätigkeit der Herren Experten in Basel nur wenige Stunden. (...) Die von den Experten geäusserten Bedenken [bezüglich der von einem nahen Theater ausgehenden Feuergefahr] sind umso befremdlicher, da sie für die zweifelsohne doch sehr gefährliche und sehr lästige nahe Nachbarschaft des Bahnhofes, welcher das Museum in Zürich ausgesetzt wäre, kein Wort des Tadels haben. (...) Es ist eine leichte Sache, an einem schon bestehenden Gebäude Mängel zu entdecken und zu tadeln, welche aus Planskizzen für noch zu errichtende Bauten gar nicht ersehen werden können.»⁴²

Vor allem im letzten Punkt kann man Basel voll und ganz zustimmen. Es handelte sich in der Tat um einen ungerechten Vergleich. Brisant war auch die Rückweisung des Vorwurfs, dass die Barfüsserkirche wenig geeignet sei, die bereits erworbenen Zimmereinrichtungen unterzubringen. «Für Installationen von Interieurs sollen in erster Linie die in unserm Projekt vorgesehenen, sowie die später anzufügenden Annexe dienen⁴³.» Dabei wurde einmal mehr die Wichtigkeit der Interieurs für die Standortfrage deutlich. Am 8. Dezember doppelten die «Basler Nachrichten» nach und behaupteten, «dass das den Experten vorgelegte Frageschema von vornherein der Stadt Bern auf den Leib geschnitten war und dass die Herren Experten unbewusst sich davon beeinflussen liessen⁴⁴.» Dass es beim Zusammenstellen der Fragen nicht mit rechten Dingen zu und her gegangen sei, implizierte auch die «Nationalzeitung», indem sie berechnete Zweifel an der Gewichtung der Fragen äusserte:

«Eine überflüssige Frage war die, ob für «unbedingte Ausdehnungsfähigkeit» der offerirten Sammlungsgebäude gesorgt sei. (...) Man erinnere sich daran, dass bei Anlass der Diskussion über die Frage der Errichtung eines Nationalmuseums sehr gewichtige Stimmen Zweifel aussprachen, ob es möglich sein werde, noch sehr viele Alterthümer zu erwerben, da dieses Gebiet so ziemlich abgegrast sei. Wie will man da noch von einer unbegrenzten Ausdehnungsfähigkeit sprechen!»⁴⁵

Die Verbitterung im Lager der Basler wuchs, als sich abzuzeichnen begann, dass in der Bundesversammlung weder Luzern noch Basel in die engere Wahl kämen. Am Vorabend der ersten Sitzabstimmung in den Räten schossen die «Basler Nachrichten» gegen die Zürcher und Berner Blätter, die Basel und Luzern systematisch aus der Diskussion um das Landesmuseum ausklammerten.

«Wer zürcherische Zeitungen liest, der könnte glauben, dass der zur Zeit wogende Kampf um den Sitz des Landesmuseums nur die Städte Bern und Zürich betreffe, dass nur diese beiden Städte mit einander konkurrieren. Es ist ohne Zweifel System in der Art der Darstellung. (...) Allerdings soll und kann das Landesmuseum weder nach Bern noch nach Zürich kommen, an welchen beiden Orten schon Eidgenössisches die Fülle ist.»⁴⁶

Als am 16. Dezember 1890 der Ständerat als erste Kammer tagte, hatte Basel – und erstaunlicherweise auch Bern – keine reelle Chance. Als Basel zwei Tage später im Nationalrat mit nur gerade neun Stimmen sogar ausschied, war es mit seinem Landesmuseumsprojekt gescheitert. Die National- und Ständeräte waren auf die Bittschriften und die Argumente der Basler Initianten nicht eingegangen. Anders als Luzern, das sich teils enttäuscht, angesichts seiner finanziellen Lage aber auch erleichtert, zurückzog, stemmte sich Basel jetzt mit aller Kraft gegen ein Landesmuseum.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Basel den Kampf um das Landesmuseum von Anfang an falsch einschätzte. Zu spät bemerkte man, mit welcher Härte und vor allem, mit welchem finanziellem Engagement um die Ehre, das Landesmuseum beheimaten zu dürfen, gekämpft wurde. Spätestens nach Zürichs Eintritt in den Kampf genügte es nicht mehr, an dem etwas speziellen Projekt in der Barfüsserkirche festzuhalten und darauf zu verweisen, dass man sich als erste Stadt beworben habe. Der Streit wurde vielmehr mit Geld und Einfluss entschieden und nicht zuletzt durch eine geschickte Kampagne in der Presse. Ein Umstand, den man in Basel, so scheint es, nicht einsehen mochte. Als geradezu kontraproduktiv müssen Aktionen wie die unsäglich Bittschrift des Regierungsrats aufgefasst worden sein, galt es doch, sich während des Streits nicht schwächer zu machen, als man ohnehin schon war. Seine Register zog Basel erst, als es schon zu spät war, indem es mit seiner Antimuseums-Petition zeigte, dass es in der Lage war, einigen Staub aufzuwirbeln.

6.4. Luzern: Das Museum im Herzen der Schweiz

Ähnlich wie in Basel suchte man in Luzern vergeblich nach einer schlagenden Strategie. Auch hier beschränkte man sich darauf, mit einem unglücklichen Projekt an den Gerechtigkeitssinn der Eidgenossen zu appellieren. Dies mit zum Teil unglaublichen Mitteln, wenn man an das Flugblatt von Bruder Remigius denkt. Daneben berief sich das Initiativkomitee lediglich darauf, dass das Landesmuseum in Luzern in der Wiege der Schweiz läge. Angesichts der er-

drückenden Konkurrenz von Seiten Berns und Zürichs hätten sich die Luzerner schon ein wenig mehr anstrengen müssen. Mit ihrem Projekt hatten sie nicht die geringste Chance.

Das Scheitern der Museumspläne hat Luzern nicht sonderlich zugesetzt. Die breite Unterstützung für das Projekt, wie sie in den anderen Städten vorhanden gewesen war, fehlte hier fast vollends. Nach einigen vorgetäuschten Tränen überwog wohl das Aufatmen darüber, keine zusätzlichen Investitionen tätigen zu müssen. Die Luzerner Initianten brachten es nicht fertig, im Volk und bei den einflussreichen Stellen eine genügend grosse Akzeptanz zu schaffen. Das Projekt kam allzu halbherzig daher. Da genügte es denn auch nicht, sich bloss als Wiege der Schweiz zu preisen.

«Wenn wir uns zunächst auf die centrale Lage unserer Stadt berufen, so sind wir uns dabei recht wohl bewusst, an diesem Vorzuge Luzerns kein Verdienst zu haben. Der Gesichtspunkt der Sicherheit unserer nationalen historischen Schätze, die ohne Zweifel mitten im Herzen des Landes eher gegeben ist als an der Peripherie, sei hier nur leicht gestreift.»⁴⁷

Dabei entbehrt der Fall Luzern nicht einer gewisser Tragik. Denn mit einem etwas geschickter agierenden Komitee hätte Luzern mit fast hundertprozentiger Sicherheit das Rennen gemacht. Wenn nicht in Bern, wo anders, als in der «Wiege der Schweiz» sähe man ein Landesmuseum lieber? Dazu kommt, dass Luzern tatsächlich beinahe der geographische Mittelpunkt der Schweiz ist und den grossen Vorteil hatte, vom Bund noch nicht bedacht worden zu sein. Alles, was fehlte, war ein überzeugendes Projekt, und dieses hatte das Komitee in einer beispiellosen Fehlleistung nur kurz nach seinem unverhofften Auftauchen fahrlässig verworfen. Angesichts der kühnen Idee, das Museum auf dem Dreilindenplatz zu bauen und per Seilbahn mit der Altstadt zu verbinden, hätten die Mitbewerber einpacken können. Das «vaterländische Denkmal» im Herzen der Schweiz, behütet von den schützenden Bergen, hoch über der Stadt mit ungetrübtem Blick in die Gipfel und auf den See – welcher Patriot hätte dieser Vorstellung widerstehen können?

Anmerkungen:

¹ NZZ, Nr. 55, Morgenausgabe, 24. Februar 1888.

² Etwas provokativ formuliert könnte man sagen, die Kommission kauft mit Vorliebe Interieurs, die sich naturgemäss wenig eignen, um im interkantonalen Austausch an bestehende Museen ausgeliehen zu werden. Das Problem der kantonalen Museen beim Ankauf dieser Zimmereinrichtungen ist wohl selten ein finanzielles. Die grosse

Frage ist viel eher, wohin mit einer solchen Einrichtung. Die meisten kantonalen Museen sind zum Bersten voll.

- ³ NZZ, Nr. 55, Morgenausgabe, 24. Februar 1888.
- ⁴ ibd.
- ⁵ ibd.
- ⁶ EINLADUNG AN DIE VERSAMMLUNG IN DER SCHMIEDSTUBE VOM 26. MAI 1888. Staatsarchiv des Kantons Zürich, I Ee 6.
- ⁷ NZZ, Nr. 146, Morgenausgabe, 25. Mai 1888.
- ⁸ ibd.
- ⁹ Vögelin deutet in seiner am 9. Juli 1883 im Nationalrat gehaltenen Rede über die Notwendigkeit der Gründung eines schweizerischen Nationalmuseums die unliebsame Zerteilung in ein historisches und ein kunstgewerbliches Museum an.
- ¹⁰ BOTSCHAFT DES BUNDESRATS ÜBER DIE FRAGE BETREFFEND GRÜNDUNG EINES SCHWEIZERISCHEN NATIONALMUSEUMS, Bern, 31. Mai 1889. Staatsarchiv des Kantons Zürich, I Ee 6.
- ¹¹ «BUND», Nr. 26, 27. Januar 1889.
- ¹² ibd.
- ¹³ ibd.
- ¹⁴ MARTI, Eduard: 1829–1896, von Rapperswil, BE. Fürsprecher in Biel, Grossrat ab 1866, Nationalrat 1866–1878, ab 1892 Regierungsrat (Baudirektor). Haupt der Radikalen Partei des Kantons Bern, Förderer der Eisenbahnverstaatlichung. Direktor der Jura-bahnen und der Jura–Bern–Luzernbahnen sowie der Jura–Simplonbahn.
- ¹⁵ «VATERLAND», Nr. 19, 23. Januar 1889.
- ¹⁶ NZZ, Nr. 49, Abendausgabe, 18. Februar 1889.
- ¹⁷ NZZ, Nr. 55, 24. Februar 1889. Der Bundesrat weist die Stadt Bern erst am 23. Mai 1892, also knapp ein Jahr nach dem Sitzentscheid zugunsten Zürichs, auf die unglückliche Namensgebung hin und fordert Bern auf, sein Museum umzutaufen. Per Dekret des Grossen Rats kommt Bern dieser Bitte am 24. Mai 1893 nach und ändert den Namen in «Bernisches Historisches Museum», den es bis 1996 behalten hat (heute: Historisches Museum Bern). Vgl. GERMANN, Georg, Vom Wunschbild zum Leitbild, in: Bernisches Historisches Museum. 100 Jahre BHM 1894–1994, Bern 1994, S. 257–265.
- ¹⁸ «BUND», Nr. 54, 24. Januar 1889.
- ¹⁹ Den Bernern ist offenbar doch aufgefallen, dass Zürich mit seiner «Polytechnikum-Strategie» den kunstgewerblichen Aspekt überbetont. Bezeichnenderweise verlaufen aber diese starken Argumente gegen Zürich wieder im Sand.
- ²⁰ «BUND», Nr. 54, 24. Januar 1889.
- ²¹ gemeint ist Eduard Müller, Stadtpräsident von Bern.
- ²² «BERNER VOLKSZEITUNG», Nr. 40, 20. Mai 1891.
- ²³ «BERNER TAGBLATT», Nr. 347, 17. Dezember 1889. Vgl. auch: «BERNER TAGBLATT», Nr. 75, 29. März 1890. Kritische Stimme zur Schaffung eines Berner historischen Museums auf dem Kirchenfeld.
- ²⁴ NZZ, Nr. 101, 11. April 1891. Vgl. auch: «Nationalzeitung», Nr. 85, Abendausgabe, 12. April 1891.
- ²⁵ Leserbrief, gezeichnet H. Angst, NZZ, Nr. 103, Abendausgabe, 13. April 1891.
- ²⁶ NZZ, Nr. 55, Morgenausgabe, 24. Februar 1888.
- ²⁷ «BASLER NACHRICHTEN», Nr. 45, Beilage, 15. Februar 1889.
- ²⁸ «BASLER NACHRICHTEN», Nr. 46, Beilage, 16. Februar 1889.

- ²⁹ «NATIONALZEITUNG», Nr. 276, Morgenausgabe, 23. November 1890.
- ³⁰ «BASLER NACHRICHTEN», Nr. 45, Beilage, 15. Februar 1889.
- ³¹ NZZ, Nr. 156, Morgenausgabe, 4. Juni 1888.
- ³² ibd. Vgl. Angsts Artikel «Zürich und das schweizerische Nationalmuseum», in: NZZ, Nr. 55, Morgenausgabe, 24. Februar 1888.
- ³³ NZZ, Nr. 39, Abendausgabe, 8. Februar 1889.
- ³⁴ ibd.
- ³⁵ NZZ, Nr. 156, Morgenausgabe, 4. Juni 1888.
- ³⁶ Ein Artikel von Heinrich Angst in gewohnt unbescheidener Art. NZZ, Nr. 19, 19. Januar 1889.
- ³⁷ «Basler Nachrichten», Nr. 357, 30. Dezember 1888.
- ³⁸ «Basler Nachrichten», Nr. 46, Beilage, 16. Februar 1889.
- ³⁹ BITTSCHRIFT DES REGIERUNGSRATES BASEL AN DIE HOHE BUNDESVERSAMMLUNG, Basel, 29. November 1890, Staatsarchiv des Kantons Zürich, I Ee 6; Handschriftlicher Entwurf dazu im Bundesarchiv, Schachtel, 8H, Mappe «Errichtung und Ausbau»; Abgedruckt in: Basler Nachrichten», Nr. 330, 4. Dezember 1890.
- ⁴⁰ «NATIONALZEITUNG», Nr. 294, Abendausgabe, 14. Dezember 1890.
- ⁴¹ «NATIONALZEITUNG», Nr. 267, 1, 13. November 1890.
- ⁴² EINGABE DES REGIERUNGSRATES BASEL AN DIE HOHE BUNDESVERSAMMLUNG, Basel, 6. Dezember 1890, zitiert aus: «Basler Nachrichten», Nr. 336, 10. Dezember 1890.
- ⁴³ ibd.
- ⁴⁴ «BASLER NACHRICHTEN», Nr. 334, 8. Dezember 1890.
- ⁴⁵ «NATIONALZEITUNG», Nr. 288, Morgenausgabe, 7. Dezember 1890.
- ⁴⁶ «BASLER NACHRICHTEN», Nr. 337, 11. Dezember 1890.
- ⁴⁷ «LUZERN UND DAS SCHWEIZERISCHE LANDESMUSEUM». Entwurf zu einer Eingabe, Luzern 1889. Interessanterweise schiesst Luzern hier deutlich gegen Basel, das nach dem Ausscheiden der beiden Städte zu einem Verbündeten wird.

